Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

Band: - (2002)

Artikel: Die Kirche von der Christianisierung bis ins Spätmittelalter

Autor: Hüsser, Linus

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-914076

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Linus Hüsser

Die Kirche von der Christianisierung bis ins Spätmittelalter

Das frühe Christentum

Im Jahre 391 wurde das Christentum im Römischen Reich Staatsreligion, zehn Jahre vor dem Abzug des römischen Heeres von der Hochrheingrenze. Auch in unserem Gebiet lebten damals Christen. Zeugen des nach dem Rückzug der römischen Truppen fortbestehenden antiken Christentums sind u. a. die in Kaiseraugst zum Vorschein gekommenen Überreste einer Kirche aus dem 5. Jahrhundert. Wie in Zurzach wurde auch dieses frühchristliche Gotteshaus innerhalb eines römischen Kastells errichtet.[1]

Das Ende der Römerherrschaft am Hochrhein und das allmähliche Einsickern heidnischer Alamannen in das linksrheinische Gebiet bedeuteten für das hiesige Christentum einen Rückschlag, wenn auch in der romanischen Bevölkerung die christliche Religion weiterlebte. Unter dem Einfluss der Franken vollzog sich während des Frühmittelalters die – allerdings nur langsam vorankommende – Christianisierung der Alamannen, ein Prozess, der durch irische und fränkische Wandermönche wie Kolumban und Gallus unterstützt wurde. Vor allem während des 7. Jahrhunderts machte die Ausbreitung des Christentums auf beiden Seiten des Hochrheins erhebliche Fortschritte.[2]

Etwa um das Jahr 600 wirkte bei uns der später als Apostel der Alamannen bezeichnete Wanderprediger Fridolin, über dessen Leben die in der Mitte des 10. Jahrhunderts von Balther von Säckingen verfasste Vita Fridolini berichtet.[3] Balther stützte sich bei seinen Ausführungen auf ein Buch im Kloster Helera an der Mosel sowie auf in Säckingen noch vorhandene mündliche Überlieferungen.

Gemäss Legende stammte Fridolin aus Irland. In Poitiers richtete er die zerstörte Grabeskirche des heiligen Hilarius wieder auf. Dieser befahl Fridolin in einem Traum, im Land der Alamannen eine bestimmte Rheininsel aufzusuchen und von ihr aus dem Volk die christliche Botschaft zu verkünden. Nach einer langen Reise fand Fridolin die Insel, die ihm vom König geschenkt wurde. Nachdem der Glaubensbote seinen Besitzanspruch auf das Eiland gegenüber den Einheimischen hatte durchsetzen können, baute er hier eine dem heiligen Hilarius geweihte Kirche und gründete ein Kloster für Nonnen und Mönche.[4]

Obwohl über Fridolin keine gesicherten Nachrichten vorliegen, dürfen wir annehmen, dass er sich als Verehrer des heiligen Hilarius in Poitiers aufhielt, und dass er auf der Säckinger Insel vielleicht eine klösterliche Gemeinschaft, sicher aber eine Hilariuskirche gründete. Offen bleibt die Herkunft Fridolins, lässt doch sein fränkisch-germanischer Name eine irische Abstammung zumindest bezweifeln (Abb. 1).[5]

Aufbau und Ausbau der Kirchenorganisation

Um 346 lebte Justinianus, Bischof der Rauriker, in Augst. Ein zweiter christlicher Oberhirte, Ragnacharius, Bischof von Augst und Basel, wird uns aus dem Jahr 615 überliefert. Offenbar verlagerte sich damals der Bischofssitz von Kaiseraugst allmählich nach dem aufstrebenden Basel. Gewisse Anzeichen sprechen dafür, dass während des 7. Jahrhunderts das Bistum Augst-Basel für einige Jahrzehnte in der Diözese Strassburg aufging und zur Zeit der Karo-

Abb. 1: Moderne Darstellung des heiligen Fridolin auf der neuen Rheinbrücke zwischen Stein CH und Bad Säckingen DE.
(Bild: Linus Hüsser, Ueken CH)

linger in der Mitte des 8. Jahrhunderts neu erstand. Das Bistum umfasste grob umschrieben das Gebiet zwischen Aare und Rhein, den Jura bis zum Doubs sowie das obere Elsass. Sein östlichster Teil lag innerhalb des heutigen Kantons Aargau, wo bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts Aare und Rhein die Grenze zur Diözese Konstanz bildeten.[6]

Das Bistum Konstanz entstand um das Jahr 600 als eigentliches Alamannenbistum, das sich mit fortschreitender Christianisierung zur grössten Diözese nördlich der Alpen entwickelte. Ihr Territorium reichte von Ludwigsburg nördlich Stuttgart bis zu den Quellen der Aare und von Kleinbasel bis nach Kempten im Allgäu. Das Bistum Konstanz war bis zu seiner Auflösung in den 1820er-Jahren Teil der riesigen Erzdiözese Mainz, während der Basler Oberhirte de facto bis 1792, de jure bis 1801 dem Erzbischof von Besançon unterstand. Im Hochmittelalter wurde das Bistum Konstanz wegen seiner grossen Ausdehnung zur besseren Verwaltung in zehn Archidiakonate unterteilt, die sich teilweise mit den alten Gauen deckten und nach diesen benannt wurden. Das von uns behandelte rechtsrheinische Gebiet gehörte zu den Archidiakonaten Breisgau und Klettgau, die hier von der Murg voneinander abgegrenzt wurden.[7]

Das Territorium des heutigen Fricktals verteilte sich auf die nach Gaunamen bezeichneten Dekanate Frickgau und Sisgau. Nachdem die in der Landschaft Basel liegenden Gebiete des letztgenannten Dekanats während der Reformation zum neuen Glauben übergetreten waren, wurden die fünf katholisch gebliebenen Pfarreien des österreichischen Teils des Dekanats, also Kaiseraugst, Rheinfelden, Magden, Möhlin und Zeiningen, mit dem Dekanat Frickgau vereinigt. Dieses verlor seinerseits durch die Reformation die im Kanton Bern liegenden Pfarreien zwischen der Aare und der österreichischen Grenze. Das Dekanat besteht unter der Bezeichnung Dekanat Fricktal noch heute.[8]

Im Früh- und Hochmittelalter entstand ein immer dichteres Netz von Gotteshäusern, die von adligen oder kirchlichen Grundherren als Eigenkirchen erbaut wurden. Ein Eigenkirchen-Herr besass die Verfügungsgewalt über seine Kirche sowie über deren Vermögen und Einkünfte, auch konnte er die Geistlichen einsetzen und entlassen. Im 12. Jahrhundert begann das Erlöschen des in der germanischen Rechtsvorstellung wurzelnden Eigenkirchenwesens, das nun durch das Patronat abgelöst wurde. Dieses gewährte dem Patronatsherrn die Kollatur, womit er bei der Besetzung einer geistlichen Stelle in der ihm unterstehenden Pfarrei ein Vorschlagsrecht hatte. Die Verleihung des Amtes erfolgte allerdings durch den Bischof. Im Falle der Pfarrei wurde ein so eingesetzter Geistlicher sozusagen Inhaber der Pfarrei und ihrer Einkünfte. Im Spätmittelalter konnten Pfarreien einem kirchlichen Patro-

natsherrn, also etwa einem Stift oder einem Kloster, inkorporiert werden. Folglich fielen die Einkünfte der Pfarrei an den Patronatsherrn, der als Gegenleistung die Besoldung des Geistlichen sowie Unterhaltspflichten an den Kirchengebäuden übernehmen musste. Eine Inkorporation, die jeweils einer päpstlichen Bestätigung bedurfte, wurde in der Regel vollzogen, um einer wirtschaftlich in Schwierigkeiten geratenen geistlichen Institution unter die Arme zu greifen.[9]

Zu den wichtigsten Einkünften einer Pfarrei gehörte der Zehnt, der von den landwirtschaftlichen Erträgen erhoben wurde. Die karolingische Zehntgesetzgebung im 9. Jahrhundert förderte die Pfarrorganisation und führte zur Grenzziehung zwischen den Pfarreien.[10] Diese Urpfarreien wiesen oft einen recht weitläufigen Sprengel auf, der im Laufe der Zeit meist in weitere Pfarreien zerfiel. Eine Darstellung über die Entstehung aller Kirchen und Pfarreien unserer Region würde an dieser Stelle zu weit führen. Vielmehr soll im nachfolgenden Überblick auf die Gründung und Entwicklung einiger religiöser Institutionen eingegangen werden, die in der Kirchengeschichte unseres Gebietes während Jahrhunderten eine mehr oder weniger wichtige Rolle spielten (das Stift Säckingen wird in anderen Kapiteln ausführlich behandelt).

Die Klöster St. Blasien und Olsberg

Die Benediktinerabtei St. Blasien

Wie im Falle des Stiftes Säckingen liegen über die Frühgeschichte der einst auch im Hotzenwald einflussreichen Abtei St. Blasien wenig gesicherte Kenntnisse vor.[11] Vermutlich siedelten sich im Albtal in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts Mönche des Klosters Rheinau an. Um 855 erhielt Rheinau aus Rom Reliquien des heiligen Blasius, von denen einige zur *cella* ins Albtal gelangten. In der Mitte des 11. Jahrhunderts gelang der dortigen Mönchsgemeinschaft die Loslösung von ihrem Mutterkloster. Unter dem Schutz des Hauses Rheinfelden wurde das Kloster zur Zeit Rudolfs von Rheinfelden (ab 1057 Herzog von Schwaben, von 1077–1080 Gegenkönig) *praktisch (...) zu einer Art herzoglich-königlichem Hauskloster.*[12] 1125 wählte St. Blasien die Zähringer zu ihren Schirmvögten. 1218 ging die Vogtei an den Kaiser, der sie 1250 den Habsburgern verpfändete. Um 1370 gelangte die Abtei endgültig unter habsburgische Landeshoheit. Durch Rodungen, Schenkungen und Landkäufe – letztere bestritt das Kloster zu einem grossen Teil aus den Erträgen seiner Silberbergwerke (u. a. bei Todtnau) – wuchsen Macht und Reichtum St. Blasiens, sodass die Abtei neben Hirsau zum bedeutendsten Schwarzwaldkloster wurde. 1350 besass St. Blasien im Gebiet des Hotzenwalds 28 Meierhöfe. Der angestrebte Erwerb der ganzen Grafschaft Hauenstein gelang dem Schwarzwaldkloster allerdings nie.

Das Zisterzienserinnenkloster Olsberg

Am Anfang der Geschichte des Klosters Olsberg steht eine Nonnengemeinschaft namens Hortus Dei (Gottesgarten), die vermutlich beim heutigen bernischen Kleinroth in der Nähe des Zisterzienserklosters St. Urban lebte. Die Schwesterngemeinschaft siedelte sich im Tal des Violenbachs an, wo ihr die Ritter Heinrich und Rudolf von Auggen 1236 das Dörf-

Abb. 2: Das ehemalige Zisterzienserinnenkloster Olsberg CH.
(Bild: Linus Hüsser, Ueken CH)

chen Olsberg verkauften. Der Olsberger Konvent bestand zu einem guten Teil aus Schwestern adliger Herkunft. 1375 war nebst der Äbtissin beinahe die Hälfte der 25 Nonnen adligen Standes.

Ausgangspunkt des Zisterzienserordens war das 1098 von Robert von Molesme im burgundischen Cîteaux (wovon sich der Ordensname ableitet) gegründete benediktinische Reformkloster. Die Zisterzienser bemühten sich um eine bescheidene und asketische Lebensweise. Diese Bescheidenheit widerspiegelte sich auch in der sakralen Kunst und Architektur des Ordens. So wiesen die meisten Klosterkirchen anstelle eines Turmes nur einen Dachreiter auf. Die höchste Ordensinstanz war das jährlich tagende Generalkapitel der Äbte in Cîteaux unter der Leitung des dortigen Abtes.

Die Vorsteher des Vogesenklosters Luxeuil wirkten als Vateräbte von Olsberg. Ihnen oblag die seelsorgerische Betreuung der Schwestern; darüber hinaus besassen sie eine Visitationspflicht und weitgehende Kompetenzen im Bereich der Klosterwirtschaft.

Mit der Zeit erwarben sich die Olsberger Nonnen einen umfangreichen Streubesitz im heutigen Fricktal und Badischen, im Baselbiet und im Elsass. Grundbesitzrechte, Bodenzinse und Zehnten kamen u. a. in Olsberg, Augst, Magden, Iglingen, Möhlin, Obermumpf, Zeiningen, Wyhlen, Herten und Hottingen in den Besitz des Klosters. Im 15. Jahrhundert erlebte Olsberg mehrere Krisen. 1427 brannte das Kloster nieder. 1452 wohnten lediglich noch fünf Nonnen in Olsberg, wobei es dem Konvent an der nötigen Disziplin mangelte. Jedenfalls beauftragte das Generalkapitel in Cîteaux den Abt von Luxeuil, in Olsberg nach dem Rechten zu sehen und die notwendigen Reformen einzuleiten. In der Folge wurden die Schwestern fünf Jahre lang in ein bis heute unbekanntes Kloster verlegt. Unterdessen verwaltete ein Abt mit sechs Mönchen das Olsberger Kloster. Dank dem Widerstand des Abtes von

Abb. 3: Iglingen bei Magden CH. Im Vordergrund das ehemalige Schwesternhaus, dahinter die Scheune mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts erbauten spätgotischen Chor der Nikolauskapelle. (Bild: Linus Hüsser, Ueken CH)

Luxeuil scheiterte der Plan des habsburgischen Landesherrn Erzherzog Albrecht IV., das Kloster aufzuheben und seine Güter dem wirtschaftlich angeschlagenen Chorherrenstift in Rheinfelden zu übertragen. Auch in den nachfolgenden Jahren litt Olsberg unter einer angespannten wirtschaftlichen Lage. 1464 forderte der Basler Bischof und 1486 der Rat von Basel die Gläubigen auf, dem verarmten Kloster zu helfen. 1482 musste sich der Vaterabt erneut mit der skandalösen Lebensführung der Olsberger Nonnen beschäftigen (Abb. 2).[13]

Auf olsbergischem Grundbesitz entstand im Spätmittelalter in Iglingen bei Magden ein Klösterchen. Zuerst liessen sich bei der schon für das Jahr 1360 bezeugten Nikolauskapelle fromme Brüder nieder. 1465 ging das Bruderhaus an die Schwestern vom Dritten Orden des heiligen Franziskus. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts wohnten in Iglingen gegen 20 Schwestern. Damals entstand auch ein neues Kirchlein, dessen spätgotischer Chor sich erhalten hat. Die Wirren der Reformation läuteten den Niedergang des Schwesternhauses ein, das 1587 vom Kloster Olsberg übernommen wurde (Abb. 3).[14]

Auch andernorts gab es Niederlassungen frommer Brüder und Schwestern. So lebten bei der Ursulakapelle in Münchwilen wahrscheinlich schon um 1100 einige Mönche.[15] 1340 schlossen sich in Säckingen neun Frauen nach Art der Beginen (religiöse Frauengemeinschaft, deren Mitglieder an kein Gelübde gebunden waren) zusammen. Aus dieser Gemeinschaft entwickelte sich das Franziskanerinnen-Klösterchen der Heiligen Dreifaltigkeit, das 1782 aufgelöst wurde.[16] Beginengemeinschaften lebten u. a. auch in Rheinfelden und Laufenburg.[17]

Die Kommenden der Ritterorden

Die Johanniterkommende in Rheinfelden

Entstanden ist der Johanniterorden (heute Malteserorden) während des Ersten Kreuzzu-

Abb. 4: Statue Johannes des Täufers an der Kapelle der einstigen Johanniterkommende in Rheinfelden CH. (Bild: Linus Hüsser, Ueken CH)

ges (1096–1099) in Palästina. Widmeten sich die Johanniter anfänglich der Krankenpflege, rückte mit der Zeit der bewaffnete Glaubenskampf in den Vordergrund.

1212 gründete der zähringische Dienstmann Ritter Berchtold von Rheinfelden ausserhalb der Stadt Rheinfelden das Johanniterhaus. Durch fromme Stiftungen, zumeist von Adligen aus der Umgebung, gelangten die Johanniter zu Güterbesitz und Einkünften im heutigen Baselbiet und Fricktal sowie im benachbarten rechtsrheinischen Gebiet zwischen Wallbach und Riehen. Zudem übernahm der Orden das Patronat über die Kirche von Warmbach.

Hans von Rechbergs Überfall auf Rheinfelden 1448 zog das Johanniterhaus arg in Mitleidenschaft, weshalb sich der Orden innerhalb der schützenden Stadtmauern ansiedelte. 1457 wurde die noch heute bestehende Johanniterkapelle bei der neuen Kommende eingeweiht. In jenen Jahren stand der Niederländer Johann Lösel den Rheinfelder Johannitern als Komtur vor. Als Ordensmeister in den deutschen Landen verwaltete er mehrere Komtureien gleichzeitig. Im 16. Jahrhundert setzte der Niedergang der Rheinfelder Kommende ein. 1626 wurde sie gar verächtlich als *Krähwinkel des verbummelten Adels* bezeichnet. Bis zu ihrer Säkularisation durch den Kanton Aargau zu Beginn des 19. Jahrhunderts fristete die Komturei ein recht bescheidenes Dasein (Abb. 4).[18]

Die Deutschritterkommende Beuggen

Zur Zeit des Dritten Kreuzzuges (1189–1191) kam es bei der Belagerung der Stadt Akkon 1190 zur Gründung des Deutschen Ordens, der sich der Pflege der von Hunger und Seuchen heimgesuchten Belagerer widmete. Wenige Jahre später wandelte sich der aus deutschen Adligen bestehende Orden in einen Ritterorden um, der sich nebst der Krankenpflege nun vor allem dem Kampf gegen die Ungläubigen verschrieb. 1226 betraute Kaiser Friedrich II. (reg. von 1212–1250) die Deutschritter mit der Unterwerfung und Christianisierung der heidnischen Preussen zwischen Weichsel und Memel. In der Folge gelang dem Orden der Aufbau eines eigenen Staates entlang der Ostsee. Nach dessen Umwandlung in ein protestantisches Herzogtum 1525 verblieben den Deutschrittern noch die Besitztümer im Westen und Südwesten Deutschlands, zu denen auch Beuggen zählte.

1246 schenkte der kaiserliche Burgvogt auf dem Stein zu Rheinfelden, Ritter Ulrich von Liebenberg, den Deutschrittern die zuvor von Ritter Mangold von Buckein (Beuggen) erworbene Burg und Herrschaft Buckein. Bald zogen die ersten Ordensbrüder in die westlich von Riedmatt gelegene Burg ein. 1247 stand den neun Brüdern Ritter Gottfried, der sich von Buckein nannte, als Komtur vor. Im selben Jahr übergab von Liebenberg dem Orden das Patronat über die Pfarrkirche Beuggen. Als Ersatz für die zu klein gewordene Burg liessen die

Abb. 5: Das ehemalige Schloss des Deutschen Ritterordens bei Beuggen DE. (Bild: Linus Hüsser, Ueken CH)

Deutschritter bis 1268 am Rheinufer eine Kommende erbauen, einen mächtigen Wohnturm mit Kapelle.
Um 1400 besass die Kommende das Patronat über zahlreiche Pfarrkirchen, so unter anderem über diejenige von Beuggen, Birndorf, Hasel, Herten, Möhlin, Nollingen und Wyhlen. Innerhalb der Ballei (Ordensprovinz) Elsass und Burgund kam Beuggen als Sitz des Landkomturs eine herausragende Stellung zu. Dem Komtur unterstanden neben Beuggen die Kommenden Freiburg, Mainau und Altshausen rechts des Rheins, in der Schweiz Bern, Sumiswald, Köniz und Hitzkirch und im Elsass Mühlhausen, Strassburg, Sundheim, Kaisersberg, Rixheim und Andlau.
Im 15. Jahrhundert bedrängten wirtschaftliche Schwierigkeiten die Beuggener Deutschritter. Auch wirkte sich die zunehmende Verweltlichung der Ritter nachteilig auf den inneren Zustand des Ordens aus. Lebten um 1400 in Beuggen noch sechs Ritter- und sieben Priesterbrüder, so waren es 1460 nebst dem Komtur noch zwei bis drei Ritterbrüder und etwa gleich viele Priester. Im selben Jahr wurde der Landkomtursitz ins württembergische Altshausen verlegt. Dank ihres umfangreichen Besitzes und weitsichtiger Vorsteher konnte sich die Kommende Beuggen immer wieder von den zumeist durch kriegerische Ereignisse verursachten Krisen erholen und ging erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter (Abb. 5).[19]

Das Chorherrenstift St. Martin zu Rheinfelden

Das erste Gotteshaus in Rheinfelden entstand im frühen 11. Jahrhundert möglicherweise als Eigenkirche der Grafen von Rheinfelden. Anfänglich gehörte die Kirche zum alten Pfarrsprengel Magden und wurde erst im Gefolge der Stadtgründung durch die Herzöge von Zähringen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine selbstständige Pfarrkirche.[20]
1228 erlaubte der Basler Bischof Heinrich von Thun die Gründung eines Chorherrenstifts in Rheinfelden. Zwölf Chorherren unter der Leitung eines Propstes sollte das Stift, dessen Kirche zugleich Pfarrkirche der Stadt war, aufnehmen. Zum ersten Propst des Martinsstiftes wurde 1270 Rudolf von Habsburg-Laufenburg gewählt, der spätere Bischof von Konstanz. Das anfänglich reichsfreie Stift

wurde 1330 von Kaiser Ludwig dem Bayern (reg. von 1314–1347) an die Habsburger verpfändet. Zahlreiche Bodenzinse in einem Gebiet, das sich grob umschrieben von der Wiese im Norden bis zur Jurascheide im Süden und von Laufenburg bis über Basel hinaus erstreckte, bildeten die wirtschaftliche Grundlage des Stiftes. Nachdem 1406 die Kirche durch einen Brand zerstört worden war, stürzte das Stift in eine wirtschaftliche Krise, der die Habsburger mit der Inkorporation der Pfarrei Herznach begegneten. 1441 zählte das Stift nebst den Chorherren noch 15 Kapläne, die in der Kirche einen eigenen Altar besassen.

Von grossem Interesse für die Stadt war die Stiftsschule. Als diese gegen Ende des 15. Jahrhunderts von den Chorherren zusehends vernachlässigt wurde, bemühte sich die Stadt selbst um die Einstellung von Lehrern, um so den Schulbetrieb zu sichern.[21]

Anmerkungen

1 SENNHAUSER, HANS RUDOLF: Heiligengrab und Siedlungsverlegung. Zurzach in römischer Zeit und im Frühmittelalter. – In: Die Alamannen. Hrsg. vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg. 2. Aufl. – Stuttgart 1997, S. 467.

2 Zur Christianisierung der Alamannen vgl. den Beitrag von LORENZ, SÖNKE: Die Christianisierung von der Spätantike bis in die karolingische Zeit. – In: Die Alamannen (wie Anm. 1).

3 Über den heiligen Fridolin und die Gründung des Klosters Säckingen vgl. JEHLE, FRIDOLIN; ENDERLE, ADELHEID: Die Geschichte des Stiftes Säckingen. – Aarau 1993, S. 13–21, 35–40. Ebenso die Beiträge von SANDER, GABRIELE: Fridolin und Chlodwig. Zum Bild von Missionar und Herrscher in Balthers Vita Fridolini bzw. von ZETTLER, ALFONS: Fragen zur älteren Geschichte des Klosters Säckingen. – In: Mission und Christianisierung am Hoch- und Oberrhein. Hrsg. von BERSCHIN, WALTER u. a. – Stuttgart 2000.

4 Tatsächlich gab es in Säckingen einst ein Männerkloster mit einer eigenen Kirche, dem Petersmünster, die beim heutigen Tanzenplatz stand. Das Kloster wurde im 13. Jahrhundert in einen Bruderhof umgewandelt, der 1458 aufgehoben wurde. Vgl. u. a. JEHLE (wie Anm. 3), S. 20, 59.

5 Lexikon für Theologie und Kirche. Hrsg. von KASPER, WALTER u. a. Bd. 4. 3. Aufl. – Freiburg i. Br./Basel/Rom/Wien 1995, Sp. 136.

6 BONER, GEORG: Das Bistum Basel. Ein Überblick von den Anfängen bis zur Neuordnung 1828. – In: Freiburger Diözesanarchiv Bd. 88 (1968). – BRUCKNER, ALBERT: Das alte Bistum Basel. – In: Helvetia Sacra. Abt. I. Bd. 1. – Bern 1972.

7 Im Dienste des Heils. Das Bistum Basel in Geschichte und Gegenwart. Hrsg. vom bischöflichen Ordinariat. – Solothurn 1979, S. 10 ff. – METZ, RUDOLF: Geologische Landeskunde des Hotzenwalds. – Lahr/Schwarzwald 1980, S. 198 ff.

8 MITTLER, OTTO: Katholische Kirchen des Bistums Basel. Bd. V. – Olten 1937, S. 26 f. Das Dekanat verlor 1930 zudem das ausserhalb des Bezirks Laufenburg liegende Kirchspiel Leuggern an das Dekanat Zurzach.

9 JEHLE (wie Anm. 3), S. 94–98.

10 JEHLE (wie Anm. 3), S. 20.

11 Über die Geschichte des Klosters vgl. St. Blasien. Festschrift aus Anlass des 200-jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche. Hrsg. von HEIDEGGER, HEINRICH; OTT, HUGO. – München/Zürich 1983.

12 St. Blasien (wie Anm. 11), S. 20.

13 BONER, GEORG: Olsberg. – In: Helvetia Sacra. Abt. III. Bd. 3. 2. Teil. – Bern 1982, – KÖNIGS, DIEMUTH: Kloster Hortus Dei (Gottesgarten) ein irdisches Paradies? – In: Rheinfelder Neujahrsblätter 55 (1999).

14 BONER, GEORG: Iglingen im Fricktal. – In: Vom Jura zum Schwarzwald 57 und 59 (1983 und 1985).

15 Von dieser Mönchssiedlung leitet sich auch der Ortsname ab. Der letzte Eremit von Münchwilen starb 1791.

16 JEHLE (wie Anm. 3), S. 204, 297.

17 MITTLER, OTTO: Kirche und Klöster. – Aarau 1935 (= Aargauische Heimatgeschichte Bd. IV), S. 342 f. – SANTSCHI, CATHERINE: Eremiten im Aargau. – In: 100 Jahre Römisch-katholische Landeskirche des Kantons Aargau 1886–1986. Hrsg. vom Römisch-katholischen Kirchenrat des Kantons Aargau. – Baden 1986, S. 28 f.

18 MITTLER (wie Anm. 17), S. 345 f. – SCHIB, KARL: Geschichte der Stadt Rheinfelden. – Rheinfelden 1961, S. 100–106.

19 NAUWERCK, GOTTFRIED: Die Burgen des Hotzenwaldes. – In: Burgen – Türme – Tore. Wehranlagen am Hochrhein, im Fricktal und auf dem Walde von den Römern bis in die Neuzeit. Ausstellungsführer des Museums Schiff. – Laufenburg 1988. – TUMLER, MARJAN: Der Deutsche Orden im Werden, Wachsen und Wirken bis 1400 mit einem Abriss der Geschichte des Ordens von 1400 bis zur neuesten Zeit. – Wien 1955, S. 125 f. – ZELLER, EUGEN: Aus sieben Jahrhunderten der Geschichte Beuggens 1246–1920. 2. Aufl. – Wernigerode 1921–1923.

20 Zur Frühgeschichte der Kirche St. Martin vgl. FREY, PETER: Die Stadtkirche St. Martin in Rheinfelden. Bericht über die archäologischen Untersuchungen von 1979 und 1989. – In: Argovia Bd. 112 (2000).

21 Zur Geschichte des Stifts im Spätmittelalter vgl. DESARZENS, EVA: Das Chorherrenstift St. Martin zu Rheinfelden 1228–1564. Diss. Phil. I. Zürich. – Rheinfelden 1989. – MARCHAL, GUY P.: St. Martin in Rheinfelden. – In: Helvetia Sacra. Abt. II. Bd. 2. – Bern 1977.